



Marcel Hénaff

Die Stadt im Werden

adocs

Marcel Hénaff
Die Stadt im Werden

Aus dem Französischen
von Eva Moldenhauer

adocs

adocs



Die Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel *La ville qui vient*
bei Éditions de L'Herne, Paris
© 2008 Marcel Hénaff

Alle Rechte vorbehalten
© 2019 adocs Verlag,
Oliver Gemballa, Hamburg
Coverbild: iVOOK, Getty Images
Satz: Ina Römling
Lektorat: Anna-Frederike Niebuhr, Gustav Mechlenburg
Druck und Bindung: Interpress, Budapest
ISBN: 978-3-943253-28-3

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms
des französischen Außenministeriums, vertreten durch die
Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.



*Für Henri Maldiney
und Olivier Mongin*

*Zur Erinnerung an
Michel de Certeau*

adocs

Inhalt

Ouvertüre	7
ERSTER ANSATZ: MONUMENT, MASCHINE, NETZWERK	
Monument: die Stadt als Totalität und als Bild der Welt	19
Maschine: die Stadt, insofern sie organisiert, produziert und transformiert	71
Netzwerk: Austausch, Verkehr, Beziehungen	101
Anmerkung: Monument, Maschine und die drei Motoren	129
ZWEITER ANSATZ: DEN ÖFFENTLICHEN RAUM ÜBERDENKEN, DEN GEMEINSAMEN RAUM ENTDECKEN	
Der Doppelsinn des öffentlichen Raums	137
Erstes Problem: die Krise des monumentalen Modells	145
Zweites Problem: die Krise der öffentlichen Sphäre	163
Drittes Problem: den gemeinsamen Raum wiederentdecken	175
DIE STADT IM WERDEN – SCHLUSSBEMERKUNGEN	
In der Stadt wohnen, in der Welt wohnen	193
Bibliografie	

Ouvertüre

Man sagt, dass die Astronauten von ihren Raumschiffen aus, wenn sie in die nächtliche Zone tauchen, die Lichter der Erde sehen, so wie wir die Sterne sehen: schimmernde Archipele Europas oder der Ost- und Westküste Nordamerikas, leuchtende Inseln der großen Metropolen Südamerikas, Afrikas oder Australiens, dichtere Zusammenballungen der Großstädte Asiens – von Indien bis China, von Indonesien bis Japan. So wirkt die bewohnte Erde wie eine urbane Galaxie, als hätte das gestirnte Universum sich rings um den Globus in Form von Städten auf ihn projiziert; als schickten die Menschen des Nachts die Lichter, die sie vom Kosmos empfangen, zu ihm zurück; als wäre es uns nach Jahrhunderten technischer Zivilisation gelungen, in Form des bebauten Raums die Gesamtheit unserer Artefakte zu einer anderen Natur zu machen – nicht mehr zu einer Reihe mikrokosmischer Städte, sondern wirklich zu einer im Maßstab des Planeten gebauten Welt.

Doch das ist nur ein Bild, so beredt es sein mag. Kehren wir zur Erde zurück. Wir wissen: 80 Prozent der Bevölkerung der industrialisierten Länder lebt heute in Städten; die anderen Länder folgen dieser Tendenz. Wir wissen auch, dass es in einem halben Jahrhundert fast keine ländliche Bevölkerung mehr geben wird. Die neuen Statistiken nennen folgende Zahlen: Das Verhältnis der städtischen Bevölkerung, *alle Länder zusammengenommen*, beträgt derzeit 50 Pro-

zent (also etwa 3 von 6 Milliarden); im Jahr 1800 lag es bei 8 Prozent; 1900 bei 19 Prozent; 1959 bereits bei 30 Prozent. Es gibt also heute mehr Stadtbewohner, als es 1960 Menschen auf dem ganzen Planeten gab (der damals 2,5 Milliarden Bewohner zählte); die Zunahme der Stadtbevölkerung beträgt derzeit ungefähr 65 Millionen pro Jahr, und zu drei Vierteln betrifft dieses Wachstum die Megalopolen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas (wo sich mehr als die Hälfte der 20 bevölkerungsreichsten Städte der Welt befindet). Man wäre versucht zu sagen: Die städtische Form hat überall triumphiert. Aber ist das eine zutreffende Behauptung? Die Ausdehnung des bebauten Raums kann nur dann als der Idee der Stadt zugehörig betrachtet werden, wenn wir akzeptieren, jede bedeutende Agglomeration von Wohnorten, die wir mit kommerziellen und administrativen Gebäuden oder mit Freizeitanlagen verbinden, so zu nennen. Lässt sich das ohne sprachlichen Missbrauch sagen und ohne einzuräumen, dass man nichts von dem begreift, was die Stadt seit Jahrtausenden gewesen ist, was die Logik ihrer Entstehung und ihrer Expansion war und zweifellos noch immer ist?

Die Frage ist also folgende: Entweder gibt es tatsächlich ein Stadtwerden sämtlicher Zivilisationen, und in diesem Fall lässt sich die Erde als ein städtischer Planet betrachten; oder aber das Wachstum der bewohnten Welt, die die oben erwähnten gebauten Raumarchipele bildet, hat nichts mehr mit der Stadt als organischer Totalität und als Abbild der Welt zu tun, wie wir sie seit ihren Ursprüngen gekannt haben. Sollte das wirklich der Fall sein, müsste man das

Paradox ergründen: *In ebendem Augenblick, da sich zeigt, dass die Welt zur Stadt wird, hört die Stadt auf, eine Welt zu sein.* Kurz, entweder hat sich die Idee der Stadt auf die ganze Welt ausgedehnt und ihre Organisation und ihr Bild umgeformt; oder sie hat sich in ihr aufgelöst, trotz – oder sogar aufgrund – der Expansion des bebauten Raums. In diesem Fall sind zwei Hypothesen zu erwägen: Entweder muss diese Auflösung als Beginn einer chaotischen Evolution verstanden werden, als Verlust jeglichen architektonischen Projekts und jeglichen Anspruchs auf Organisation des urbanen Raums. Es wäre die Feststellung eines unabänderlichen Scheiterns; oder es handelt sich um den Eintritt in ein neues Paradigma, das noch erläutert werden muss. Man sieht: Bei diesen Fragen steht einiges auf dem Spiel, nicht nur, was das Verständnis der laufenden Entwicklungen betrifft, sondern auch, was die Reflexion anbelangt, die fortan die Politik des Städtebaus und die Entscheidungen über die Gestaltung des bebauten Raums bestimmt.

Um diese komplexen Fragen teilweise zu beantworten, schlage ich in diesem kurzen Essay folgenden Ansatz vor:

1) Zunächst werde ich versuchen, das Modell der Stadt als *Welt* zu analysieren, das heißt der Stadt, insofern sie seit ihren verschiedenen Ursprüngen in zahlreichen Kulturen als *Monument* konzipiert wurde: als ein ausgedehntes gebautes Ensemble oder mehr noch als eine architektonische Totalität, die sich als Bild des Kosmos begreift. Das setzt jedoch voraus – was man allzu leicht vergisst –, dass dieses Ensemble nicht nur als *Monument* konzipiert wird, sondern auch

als *Maschine* (die produziert, verwaltet, organisiert, transformiert) und schließlich als *Netzwerk* (mit Straßenachsen, Vorrichtungen für den Personenverkehr, Mitteln zum Transport von Materialien oder Energieflüssen, mit Orten zum Austausch von Botschaften oder Gütern). Die beiden letzten Dimensionen – Maschine und Netzwerk – sind heute immer offensichtlicher geworden, aber sie existierten von Anfang an.

2) Sodann werde ich das Resultat dieser Untersuchung mit dem Begriff des *öffentlichen Raums* konfrontieren, zunächst in einem sehr weiten Sinn verstanden. Damit meine ich, dass sich in einem urbanen Ort einige Gebäude durch ihre Sichtbarkeit und ihre offizielle Funktion (Fürstenpaläste, Verwaltungsbauten, Festungen, Tempel) deutlich von den Privatwohnungen und den Orten individueller Tätigkeiten unterscheiden. Dieser Konzeption ließe sich eine andere, in der abendländischen Tradition zentrale gegenüberstellen, der zufolge der Ausdruck „öffentlicher Raum“ zunächst auf eine offene Sphäre der Information und freier Debatten hinweist, deren institutioneller Ausdruck die gewählte Versammlung ist, die in den Augen aller die Gesetze der Stadt erlässt, die Formen ihrer Justiz beschließt und sich für Krieg oder Frieden entscheidet. Dies war im Wesentlichen das griechische Modell – zumindest sein Ideal –, auf das sich die westlichen Demokratien bis heute berufen und von dem der urbane Raum noch immer zeugt. Dennoch darf man sich fragen, ob sich dieser Begriff des öffentlichen Raums auf andere Zivilisationen anwenden lässt und ob er mit der monumentalen Sichtbarkeit der alten Königreiche des Mitt-

leren Ostens, Indiens oder Chinas oder mit Staaten, die auf sie folgten, vereinbar ist. Nichts ist weniger gewiss. Deshalb ist es wichtig, in Zusammenhang mit der Stadt eine andere, informellere, alltäglichere und deshalb zweifellos universellere Ebene der gesellschaftlichen Erfahrung hervorzuheben: die der *gemeinsamen Sphäre*, die als eine streng lokale Ordnung städtischer Beziehungen zu verstehen ich vorschlage – als Erstes die Nachbarschaftsbeziehungen –, seien sie nun zufällig oder organisiert, geprägt von vielfältigen Verhaltensweisen hinsichtlich der Höflichkeit oder der Lebensweisen, die bestimmte Beziehungen zwischen Geschlechtern, Generationen, Berufen, bestimmte sprachliche Gepflogenheiten und religiöse Formen betreffen, die wiederum mit Nahrungs- und Kleidungsgewohnheiten oder anderen Eigenarten zusammenhängen. Es handelt sich also um eine *regionale Ordnung*, deren Praktiken Unterschiede aufweisen, die je nach Städten und Stadtvierteln erheblich oder je nach Kulturen sogar sehr groß sein können. Jedenfalls scheint es uns zum Verständnis der laufenden Entwicklungen wesentlich zu sein, nicht allein den Gegensatz öffentlich/privat zu berücksichtigen. Der *gemeinsame Raum* – dessen Emblem die Straße sein könnte – liegt nicht einfach zwischen beidem. Er durchdringt sie und liegt ihnen zugrunde. Er unterscheidet sich sogar von dem, was man das Soziale oder auch die Zivilgesellschaft nennt. Sein überaus distanzierter Verhältnis zu den politischen Institutionen – in manchen Traditionen mehr als in anderen – kann dazu verleiten, ihn als die Manifestation einer Ablehnung jedes öffentlichen

Raums oder einer gewissen Gleichgültigkeit ihm gegenüber aufzufassen. Doch das hieße, ihn als Ausdruck eines Mangels zu verstehen, was er nicht ist. Er ist weder das erweiterte Private noch das reduzierte Öffentliche. Er hängt ohne jeden Zweifel mit der Besonderheit des urbanen Orts als eines Orts zusammen, wo die *menschliche Vielfalt* mehr als überall sonst die Chance hat, anerkannt und gewürdigt zu werden. Daher ist es der öffentliche Raum selbst, den wir überdenken müssen. Nun ist es aber gerade dieser Begriff in seiner kanonischen Bedeutung im Abendland, der das neue planetarische Dispositiv der Informations- und Interventionsnetze erprobt und umgestaltet, in denen die modernen Städte gefangen sind; und zwar in der Bewegung selbst, durch die dieses Dispositiv die Gestaltung des bebauten Raums infrage stellt.

Am Ende dieser doppelten Untersuchung wird es vielleicht möglich sein, eine – zumindest partielle – Antwort auf die anfängliche Frage nach der Fortdauer oder dem Verschwinden des klassischen städtischen Modells vorzulegen, falls dieser Terminus sich überhaupt auf ganz unterschiedliche Zivilisationen anwenden lässt; sodass man das Auftauchen eines neuen Paradigmas wird ins Auge fassen können, das es uns erlauben würde, die laufenden Mutationen zu entziffern und die Entwicklungen zu akzeptieren und uns schließlich *der Stadt im Werden* zuzuwenden.

ERSTER ANSATZ:
MONUMENT, MASCHINE, NETZWERK

adocs

Einleitung

In einem bedeutenden, 1966 in Italien erschienenen Werk mit dem Titel *Die Architektur der Stadt*¹ behauptete Aldo Rossi energisch – im Gegensatz zur damals vorherrschenden, vor allem von den amerikanischen Urbanisten entwickelten Sicht², die das urbane Phänomen auf einen Aspekt des Umweltproblems zu reduzieren neigten –, dass man die Frage der Stadt nur dann streng theoretisch erörtern könne, wenn man den zentralen Charakter ihrer architektonischen Wirklichkeit im Auge behalte. Dennoch vernachlässigt Rossi nicht die Frage nach dem Standort oder besser nach dem, was er den *Genius Loci* nennt, einen Begriff, der den der Umgebung einschließt, ihn jedoch gleichzeitig in eine Konzeption der in ihrer stilistischen Eigenart erkannten *urbanen Landschaft* integriert. Rossis Insistieren auf dem gebauten Ganzen und auf der für jede Stadt charakteristischen Monumentalität war wichtig, um die Spezifität der Forschungen über die Stadt zu bewahren. Doch sein Ansatz, so wertvoll er sein mag, vergisst, dass die Stadt stets auch ein Mittel ist, eine Bevölkerung zu konzentrieren, sie zu organisieren, es ihr zu ermöglichen zu produzieren, zu tauschen, für ihr materi-

- 1 Aldo Rossi, *Die Architektur der Stadt: Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen*, übers. v. Arianna Giachi, Düsseldorf 1973.
- 2 Es handelt sich vor allem um die Chicagoer Schule (besonders mit Robert E. Park, Roderick D. McKenzie, Ernest W. Burgess), die in vielerlei Hinsicht überaus innovativ war; siehe Yves Grafmeyer und Isaac Joseph, *L'École de Chicago*, Paris 1984.

elles Leben zu sorgen, kurzum, dass die Stadt ein mächtiges Dispositiv des technischen Wandels ist und dass in dieser Hinsicht das Monument notwendigerweise Maschine ist. Mehr noch, dieser Ort architektonischer Sichtbarkeit und technischer Aktivität ist ebenso ein Raum der Zirkulation, der Verbindungen, des Austauschs und der Information; folglich ist die Stadt auch *Netz* und sogar *Netz von Netzen*, und zwar seit der Zeit ihrer Anfänge. Dieser dreifachen Dimension zufolge kann man sagen, dass sie eine *Welt* bildet. Denn eine Welt ist nicht nur eine Totalität als Bild, das heißt ein dem Blick dargebotener Raum, sie ist auch ein bevölkerter Raum, eine Population, die nach bestimmten Regeln lebt, arbeitet (häufig unter Qualen), ihre Umwelt verändert (und bisweilen zerstört), Erfahrungen sammelt, Kenntnisse und Techniken generiert, Werke hervorbringt; schließlich sind es Gruppen und Individuen, die sich fortbewegen, kommunizieren, debattieren, sich widersetzen, kämpfen – manchmal bis zum Tod –, Güter und Informationen austauschen. Dennoch genügt es nicht, diese drei wesentlichen Dimensionen hervorzuheben, man muss auch abschätzen,

1. inwiefern sie für das Verständnis des spezifischen urbanen Phänomens unerlässlich sind;
2. inwiefern sie es erlauben, seine Veränderungen zeitlich zu erfassen;
3. inwiefern sie begriffliche Werkzeuge liefern, die eine Hypothese über die Herausbildung eines neuen, mit den

Mutationen der derzeitigen Stadt verbundenen Paradigmas ermöglichen.

adocs

Monument: die Stadt als Totalität und als Bild der Welt

Die Entstehung der Städte ist sehr lange her, zehn Jahrtausende – ja sogar mehr –, sagen die Archäologen, was im zeitlichen Maßstab unserer Zivilisation viel ist, im Maßstab des Auftauchens des *Homo sapiens* jedoch sehr wenig. Das urbane Phänomen zeigt sich an verschiedenen Orten des Planeten und in sehr weit voneinander entfernten Epochen. So haben wir keine Beweise dafür, dass die zuerst im Fruchtbaren Halbmond erschienenen Städte am Anfang des urbanen Phänomens im Tal des Indus oder in China standen. Klar ist, dass die Bildung von Städten in den mesoamerikanischen Zivilisationen (Olmeken, Tolteken, Mayas, Azteken) nichts mit irgendeiner anderen Zivilisation außerhalb der beiden Amerikas zu tun hat. Dass es sich um ein Phänomen *sui generis* handelt, wird dadurch deutlich, dass es mit bestimmten Bedingungen zusammenhängt, die sein Auftauchen ermöglichen. Dennoch ist es eine universelle Tatsache: Zivilisationen – allerdings wenige –, die es noch heute gibt, haben das urbane Phänomen nicht gekannt. Also müssen wir uns immer erneut die Frage stellen: Warum Städte? Wie kommt es, dass die Menschen, die seit vielen Jahrtausenden gelernt hatten, auf ganz unterschiedliche Arten als Gesellschaften von Jägern und Sammlern, sehr viel später dann als Ackerbauern oder nomadisierende Viehzüchter (oder gemäß Mischformen wie der Wandergartenbau) gemeinsam zu leben und zu überleben, an bestimmten Orten des

Planeten beginnen, in begrenzten Räumen zusammenzuleben, dort imposante oder bescheidene Wohnungen zu bauen – ob nun aus Erde, Holz, Ziegelstein oder Stein – und Monumente zu errichten?

Die ersten bekannten Städte:
Fruchtbarer Halbmond, Mesopotamien

Die ältesten und gut bezeugten Fälle der Konstruktion von Städten stammen aus Mesopotamien und dem gesamten Fruchtbaren Halbmond. Das Quellenmaterial für dieses Gebiet ist inzwischen reichlich vorhanden und von großer Qualität. Es kann recht aufschlussreich sein, einige der von der Archäologie gelieferten Erkenntnisse aufzugreifen.³ Wir verfügen über gute Analysekriterien in Bezug auf die materiellen Bedingungen des Wohnorts, den Wandel der Bau-techniken, die Bestimmung der Gebäude und schließlich die soziale Differenzierung des bebauten Raums.

Die erste von allen Forschern anerkannte Gegebenheit ist folgende: Das urbane Phänomen ist in den sesshaften

3 Samuel Noah Kramer, *The Sumerians. Their History, Culture and Character*, Chicago 1963; Jean-Louis Huot (Hg.), *Préhistoire de la Mésopotamie*, Paris 1960; André Parrot, *Sumer*, Paris 1987; Robert McCormick Adams, *Heartland of Cities*, Chicago 1981; Olivier Aurenche, *La Maison orientale du Proche-Orient au milieu du quatrième millénaire*, Paris 1981; Hans J. Nissen und Johannes Renger, *Mesopotamien und seine Nachbarn*, Berlin 1982; Jean-Claude Margueron, *Les Mésopotamien*, Paris 1991.

Ackerbaugesellschaften aufgetaucht. Das ist keine neuere Überzeugung; die Archäologen sagen es seit dem 19. Jahrhundert. Dagegen weiß man heute besser, dass es Gesellschaften von sesshaften Jägern und Sammlern gab, wie es in Palästina oder auf den Hügeln Syriens zu Zeit des Natufien (12 500 bis 10 000 v. u. Z.) der Fall war⁴; wie es scheint, verdankt sich diese Situation dem Überfluss an wilden Getreidearten und Wild. Diese Bedingungen begünstigen auch die Domestizierung von Pflanzen und Tieren. Das weist uns darauf hin, dass man mit dem Begriff der Sesshaftigkeit vorsichtig umgehen muss, denn sie existiert schon vor dem Ackerbau; ebenso mit dem Begriff der Domestizierung, denn diese beschränkt sich nicht darauf, wie Cauvin betont⁵, das Bedürfnis nach Fleischnahrung zu befriedigen, sondern hängt mit einer Veränderung der symbolischen Beziehungen zwischen Mensch und Tier zusammen, in denen ein neuer Wunsch nach Beherrschung des gesamten Biotops entsteht.

Vorsicht ist auch geboten, was das Aufkommen des Ackerbaus betrifft. Er zeigte sich vor allem auf den Hügeln des Fruchtbaren Halbmonds, entweder in den Gegenden, wo es reichliche Ressourcen an wilden Tieren (Schafen, Ziegen) oder Pflanzen (Getreide, Leguminosen, Früchten usw.) gab; nun erfolgte der urbane Aufschwung aber nicht auf diesen

4 Jacques Cauvin, *Les Premiers villages de Syrie-Palestine du IXe au VIIe siècle av. J.-C.*, Lyon 1978; ders., *Naissance des divinités, naissance de l'agriculture*, Paris 1997.

5 Ebd., 1997, S. 174 f.

Hügeln, sondern in den Flusstälern, wo solche Nahrungsressourcen fast nicht existierten. Das ist eine überraschende Verzerrung, über die wir uns unbedingt im Klaren sein müssen. Bevor wir zu den Antworten der neueren Archäologie kommen, ist es sinnvoll, die Veränderungen zu erläutern, die durch den Wandel des Lebensraums eingetreten sind.

Als Erstes bemerken wir, dass, auch wenn die Stadt einen Bruch in Bezug auf das Dorfmodell beinhaltet, der dörfliche Lebensraum dennoch die Form der Sesshaftigkeit schlechthin und der Ort der ersten entscheidenden morphologischen Veränderungen des Hauses war. Mehr als zwei Jahrtausende lang war die Dorfform die einzig existierende Form. Daher sollten wir den Bruch – wiewohl er sehr real ist, wie wir noch sehen werden –, der zwischen den beiden Siedlungsarten eingetreten ist, nicht übertreiben, wie es einige Historiker zu tun versucht sind, die den Gründungsriten eine exzessive Bedeutung beimessen. Wahr ist, dass die jahrtausendealte ländliche Siedlungsform und ihre Bautechniken beim Übergang zur städtischen Architektur bestimmend waren. Tatsächlich ist eines der Hauptmerkmale der neuen Lösungen dieser Siedlungsform – im Vergleich zu der der Jäger und Sammler der vorherigen Zeitalter – der Übergang der Kreisform zur *rechtwinkligen Form* sowie die Tatsache, dass dieser neue Konstruktionstyp nicht mehr eingegraben war, sondern im Gegenteil versuchte, sich zu erheben.⁶ Was Jacques Cauvin so erklärt: „Das Rundhaus

6 Jean-Claude Margueron, *Les Mésopotamiens*, a.a.O., S. 9-17.

erreichte sofort seine endgültige Wohnfläche und endete folglich, was die Aussicht auf Ausdehnung betrifft, in einer Sackgasse [...]. Die Errichtung rechtwinkliger Gebäude setzt voraus, dass man weiß, wie eine geradlinige Mauer im Freien stehen bleibt und wie sich zwei senkrechte Mauern miteinander verbinden lassen.“⁷ Die Archäologie zeigt, dass die gerade Mauer zuerst auftauchte, um Rundhäuser zu teilen, und sich dann emanzipierte, da das die effizienteste technische Lösung war, den bewohnten Raum zu verwalten und weiterzuentwickeln. Doch an einigen Orten blieb die Rundform bestehen, obwohl die Technik der geraden Mauer gut beherrscht wurde. Cauvin zufolge hat das kulturelle Gründe und liegt nicht an technischer Unzulänglichkeit; es bedeutet, dass die symbolischen Zwänge der Tradition, die das Erworbene beibehalten, nicht weniger mächtig sind als die funktionalen Zwänge, die Innovationen anstoßen.

Dieser Wandel ist insofern bezeichnend, als die rechtwinklige Form eine sowohl horizontale wie vertikale Ausdehnung der Gebäude ermöglicht; sie zeigt sich als flexible und erweiterbare Struktur – gleich einem erneuerbaren *Modul* –, die dem demografischen Wachstum gerecht zu werden vermag. Das System der Terrassen und der oberen Kammern eröffnet die Möglichkeit zusätzlicher Wohnräume, aber auch Lebensmittel zu lagern (besonders auf den Terrassen, die sich leichter vor Nagetieren oder Feuchtigkeit schützen lassen). Dieses in den Dörfern erfundene Modell

7 Jacques Cauvin, 1997, a.a.O., S. 66 ff. und 175 ff.: „L’habitat au carré“.

(das im Keim das Prinzip der erweiterbaren orthogonalen Rasters enthält) wird von der städtischen Architektur beibehalten und weiterentwickelt, weil es sich für die Organisation der inneren Wohnflächen, die innerstädtischen Verkehrswege, aber auch für die Konstruktion der Außenmauern oder der Monumente als das effizienteste erwiesen hat. In dieser Hinsicht besteht also eine überaus bezeichnende morphologische Kontinuität.

Ein anderer bemerkenswerter Zug der landwirtschaftlichen Siedlungsform des Fruchtbaren Halbmonds ist die offenkundige Einförmigkeit der Bestimmung der Häuser; alle scheinen dieselben Grundfunktionen zu erfüllen, nämlich das Wohnen und die Lagerung von Lebensmitteln. Einige Bauten scheinen davon abzuweichen wie Speicher oder Aufbewahrungsorte; doch nichts erlaubt uns zu entscheiden, ob es sich dabei um Gemeinschaftsgebäude oder um bestimmten Familien gehörende Anbauten handelt. Ihre räumliche Anordnung deutet eher auf die zweite Hypothese hin. Das erlaubt es uns, durch Kontrast die Besonderheit des städtischen Raums besser hervorzuheben, der sich seit seinen ersten Manifestationen um die Wende des 9. Jahrhunderts v.u.Z. sogleich durch folgendes wichtige Merkmal unterscheidet: das Vorhandensein *kollektiver Bauten*. Diese Bauten können mehrere Formen annehmen: Außenmauern, Tempel, Paläste, Kanäle. Wir müssen dieses Element also im Auge behalten und uns fragen, ob es sich – allein aufgrund seiner Sichtbarkeit – als Teil eines Aspekts betrachten lässt, der für die Stadt wesentlich zu sein scheint: die Existenz

eines öffentlichen Raums (noch ohne der Bedeutung dieses Terminus vorzugreifen).

Schließlich eine letzte Bemerkung: Im *dörflichen Dispositiv* haben alle Bauten *grosso modo* die gleiche Größe; höchstwahrscheinlich sah man darin das Zeichen einer beträchtlichen Gleichheit der Bedingungen (was allerdings nicht zu beweisen ist). Einige Häuser scheinen zuweilen bedeutender zu sein als andere; wir wissen nicht, ob es sich um die Wohnung eines Anführers oder einfach um die eines begüterteren Individuums handelt. Im Fall der *Stadt* dagegen ist ein deutlicher Unterschied zwischen der Wohnung der gewöhnlichen Leute und den Wohnsitzen der Eliten zu erkennen, seien es nun politische (Paläste der Könige und Adligen), religiöse (Tempel) oder gesellschaftliche (Familien reich gewordener Kaufleute oder Handwerker). Die Stadt ist also der Ort einer eigenen *hierarchischen Differenzierung* (denn das Faktum an sich ist in den Ackerbauzivilisationen nicht neu), die sich an der Architektur unmittelbar ablesen lässt.

Bleibt also auf die oben gestellte Frage zu antworten: Die landwirtschaftliche Revolution des Fruchtbaren Halbmonds fand auf den Hügeln statt, die Städte entwickelten sich jedoch vor allem in den Tälern, insbesondere an den Flussufern. Auf den Hügeln entstanden zwar immer bedeutendere Marktflecken, aber die Kennzeichen der Stadt traten dort nicht auf. Das heißt, dass, anders als oft behauptet wurde, allein die Zunahme der Agrarressourcen das urbane Phänomen nicht zu erklären vermag. Es war noch etwas anderes nötig, und als Erstes die Einsicht, dass mit der

Ausbeutung der Ressourcen eine neue Situation entsteht, die einerseits materielle und andererseits soziale Bedingungen voraussetzt. Diese neue Situation war, den archäologischen Fakten zufolge, zunächst mit der Verlagerung der Getreidekultur an den Rand der Flüsse verbunden, wo der Boden fruchtbar war und die Versorgung mit Wasser dank der Schaffung von Bewässerungskanälen konstant gehalten werden konnte. Hier zeigt sich ein bezeichnendes Faktum: die Beziehung zwischen einem *Mangel* und einem *Überschuss*. Der Mangel betraf eine bestimmte Anzahl von Ressourcen wie das Holz, den Baustein, das Bitumen und später die Mineralien. Sie mussten also importiert werden; und das wurde dadurch möglich, dass man sie gegen die überschüssig gewordenen Agrarprodukte tauschte. Dieser notwendige Tausch bedeutete von Anfang an nicht nur eine entscheidende ökonomische Veränderung, sondern begünstigte, ja verursachte aufgrund der Erfordernisse des Transports einen erheblichen technischen und politischen Wandel, wie ein anderer Spezialist auf diesem Gebiet anmerkt:

Wie konnte dieser Austausch sich etablieren, während das Rad und der Esel anscheinend erst um 3000 v. Chr. in Erscheinung traten? Da jedes andere Transportmittel mit Ausnahme des Tragens durch den Menschen fehlte, konnten allein die Flüsse und die Kanäle für die nötige Infrastruktur sorgen. Aus dieser Situation ergibt sich, dass die ersten Städte im mesopotamischen Umfeld eng mit dem Fluss oder mit einem Kanal zusammenhingen und dass diese Verbindung natürlich das Ziel hatte, eine gute Was-

serversorgung für das tägliche Leben zu gewährleisten, die Bewässerung des Ackerlands zu ermöglichen, aber auch die menschlichen Beziehungen zu sichern. Weniger die Wasserstelle hat den Aufschwung der Stadt begünstigt als vielmehr die *Flussachse*, das heißt das *fließende Wasser*. Außerdem hat nicht nur die Verwaltung der großen Agrargebiete den Aufschwung der Städte begünstigt, wie man lange meinte, sondern auch die Entwicklung des Handels.⁸

Somit ist seit Beginn des urbanen Phänomens die Bewegung des Austauschs gemäß seinen diversen Netzen wesentlich (was Max Weber genau verstanden hat; wir werden in Kürze darauf zurückkommen). Dennoch müssen wir einen Punkt erwähnen, der das zweite Bündel von Bedingungen betrifft, die man die gesellschaftlichen nennen kann. Der obige Text spricht von großen Gebieten; das heißt, dass der Überschuss der einen durch die Arbeit der anderen gewährleistet wird. Wir haben es hier mit einer weiteren komplexen Geschichte zu tun, mit der Herrschaft bestimmter Gruppen über andere; diese Ungleichheit hängt zwar mit der „landwirtschaftlichen Revolution“ zusammen, beschränkt sich jedoch nicht darauf, deren Folge zu sein. Besonders die Sklaverei ist mehr durch die Erbeutung von Kriegsgefangenen zu erklären als durch die Disparität der Ressourcen; diese indes sorgt dafür, dass sie fortbesteht. Die Dokumente (wie der *Kodex*

8 Jean-Claude Margueron, *Les Mésopotamiens*, Bd. 2, a.a.O., S. 22.

Hammurabi) zeugen jedenfalls davon, dass die mesopotamischen Gesellschaften schon sehr früh stark hierarchisiert sind (Notabeln: *awilūm*; Mittelklassen: *muskenum*, Diener: *wardum*) und dass die Ungleichheit der Verhältnisse wie andernorts einem System der Ausbeutung entspricht. In Mesopotamien hängt sie mit einer sehr alten Form des Grundeigentums – und seinen akribischen Rechtsregeln – zusammen, die deutlich ein Dispositiv politischer Herrschaft hervorrufen – Verteilung oder Wiederaneignung von Böden –, deren Ausübung den Städte, in der der Monarch und die Notabeln residieren, zukommt. Doch wäre hier eine schlicht „despotische“ Sichtweise irrig, wir haben es vielmehr mit einer Gesellschaft von Schulden und Dienstleistungen zu tun. Mehr noch, mit einer Gesellschaft, die vermutlich die erste Form von Lohnempfängern erfunden hat.⁹ Doch ob die Arbeit nun Sklavenarbeit ist oder ob sie entlohnt wird, wir müssen noch verstehen, inwiefern die Stadt als gebauter Ort und als eigene soziale Organisation sich als das Dispositiv einer Mobilisierung der Kräfte neuer Art durchsetzt.

9 Vgl. Jean-Jacques Glassner, *La Mésopotamie*, Paris 2002, S. 84 ff.